

einzkind – Gretchen

Edition
TIAMAT
Deutsche Erstveröffentlichung
1. Auflage: Berlin 2013
© Verlag Klaus Bittermann
www.edition-tiamat.de
Lektorat: Gabriele Monjau
Umschlag: ka + einzlkind
Grafik: herrgoeddertz.de
Umschlagdruck: Backes Druck
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN: 978-3-89320-176-1

einzelkind

GRETCHEN

Roman



**Critica
Diabolis
207**

**Edition
TIAMAT**

Für Pampel

1

Als Gretchen Morgenthau aufwachte, fiel ihr der Himmel auf den Kopf und es fehlte nicht viel, da wäre Gott gleich mitgefallen. Sie hatte noch zwei Tage zu leben. Vielleicht drei. Schnupfen. Unheilbar. Endstadium. Die Nase war geschwollen und purpurrot. Auch der Bauch gebar sich aufmüpfig, rumorig und von Größenwahn getrieben. Die Viren schienen aus allen Nähten zu platzen, als fühlten sie sich nicht mehr wohl in diesem Körper, als bräuchten sie Frischluft. Sie ließ Dr. Mandelberg kommen, der eine Etage unter ihr seinen Ruhestand genoss und der ihr Rufen nie unbeantwortet ließ. Es hieß, er habe eine Schwäche für die Frau Intendantin, es könnte aber auch Demenz gewesen sein. Denn jeden Tag aufs Neue schob er heimlich einen kleinen Zettel unter ihrer Wohnungstür hindurch, handbeschriftet, mit schwarzer Tusche voller Rußpigmente, und auf denzetteln standen kleine, rätselhafte Botschaften. Und die klangen so: *Sie sind mein Lieblingsmädchen, für immer.* Oder: *Wären Sie ein Tier, wären Sie ein Regenbogen.* Oder: *Ohne Euch ist der Mond wie Löwenzahn.* Zudem bestäubte er das Aquarellpapier von Hahnemühle mit einer Tinktur aus Sandelholz und Bergamotte. Und auch wenn er die Zettel nie unterschrieb und er immer ein kleines Geheimnis um die Urheberschaft machte, so war doch jedem im Haus bewusst, welcher Absender hier am Werke war. Dr. Mandelberg aber war kein Zurückgebliebener, er wusste, dass seine Chancen nicht die allerbesten waren, die Hoffnung aber starb auch bei ihm zuallerletzt. Gretchen Morgenthau hatte vor vielen, vielen Jahren einmal klargestellt, dass eine Liaison für sie unter keinen Umständen in Frage

käme. Nicht einmal in ihren Träumen. Und in seinen besser auch nicht. Dr. Mandelberg war fast ein Jahr älter als sie, da hatte er nicht ernsthaft annehmen können, sie würde mehr als nur Mitleid empfinden. Obgleich er immer recht adrett aussah, wenn er mit seinem Köfferchen aus grob gegerbtem Rindsleder aufmarschierte, in seinen altmodischen Cordanzügen, die, obwohl immer eine Nummer zu groß, ihm dennoch irgendwie standen, wie auch an jenem Tag, als der Schnupfen ihrem Leben ein jähes Ende setzte. Viel konnte Dr. Mandelberg nicht tun, er konnte nie viel tun, er war ja Arzt. Er tastete ihren Bauch ab und sagte, sie habe eine Verstopfung und solle Kamillentee trinken. Kurpfuscher, fluchte sie, Kurpfuscher. Woraufhin Dr. Mandelberg erwiderte, er fände alleine hinaus.

Gretchen Morgenthau schaute aus dem Fenster, sie lauschte den Schritten und hörte, wie in Höhe der Hortensie am Ende des Bücherregals der Boden knirschte, wie er es immer tat, in ihrer Altbauwohnung oben im Norden der Stadt, mit Blick in den Park, der im Winter immer so traurig aussah, als sei er verlassen worden. Seit sie nach London gezogen war, lebte sie hier, in der zweiten Etage, auf knappen 120 Quadratmetern, kein Palast, sicher, aber für eine Person gerade eben ausreichend. Sie hatte eine Schwäche für Bescheidenheit. Und das Notwendigste war ja vorhanden. Stuck, Flügeltüren, Holzdielen, kleine Kostbarkeiten von Bekannten wie Jasper Morisson und Ettore Sottsass, das Lieblingssofa von Jaime Hayon, an den Wänden de Kooning, Reinhardt, Pollock, keine wirklichen Überraschungen, Standard für eine Dame ihres kulturellen Ranges. Als die Wohnungstür ins Schloss fiel, seufzte sie schwer, der Schnupfen war besiegt, aber sie würde ein Auge auf ihn haben, da konnte er sicher sein. Sie schleppte ihren vom Kampf geschwächten Körper in die Küche, schüttete Kaffee auf und schaltete das Radio ein. So leise, dass

Bachs Etüden kaum zu hören waren. Sie hielt sich gerne in der Küche auf, sie war ein Küchenmensch, immer gewesen, sie liebte das gesellige Beisammensein inmitten duftender Kräuter und klappernden Geschirrs. Doch als sie den Kühlschrank öffnete, machte sie eine entsetzliche Entdeckung: Die Erdbeeren hatten Schimmel. Nicht die oberen in der Schale, die sahen großartig aus, ein sattes, majestätisches Rot, von grünem Blattwerk behängt, das an kitschige Postkarten aus Killarney erinnerte. Doch schon eine Lage darunter vermehrten sich Pilze in einem Tempo, dass selbst professionellen Karussellfahrern schwindelig wurde. Einen Tag alt und schon Schimmel. Wie nur sollte sie ihren Joghurt essen ohne Erdbeeren? Banane war erst letzte Woche, und Kiwi, ja Kiwi, dafür musste sie in Stimmung sein, das ging nicht so einfach, da hätte man ja gleich von ihr verlangen können, sie solle es mal mit Brombeeren versuchen. Und was würde als Nächstes kommen? Dass sie ihr Geschirr selbst spült? Mit Putzmitteln? Also wirklich.

Es gab Tage, die konnten ihr gestohlen bleiben, aber auf Diebe war auch kein Verlass mehr. Der Kaffee hinterließ Spuren, eine kleine Unruhe bemächtigte sich ihrer, ein Blick auf die Uhr, es wurde Zeit, sie wollte nicht zu spät kommen, sie hasste Unpünktlichkeit. Insbesondere bei anderen. Denn selbst kam sie nie zu spät, es sei denn, Naturgewalten waren am Werk. Sie war ja selbst erstaunt, wie oft London von einem Tsunami oder einem Erdbeben heimgesucht wurde. Erst letzten Dienstag hatte sie Pech mit einem Vulkanausbruch, der ihren Friseurtermin um gute zwei Stunden nach hinten verschob. Diesmal jedoch wollte sie allen Eventualitäten die Stirn bieten und nur die akademische Viertelstunde gelten lassen.

Im Ankleidezimmer, mit zwölf Quadratmetern eine Bürde, die sie aber zu tragen verstand wie keine Zweite, erschrak sie für einen kurzen Moment. Ihr fiel auf, dass

sie gar nichts zum Anziehen hatte. Armut, so dachte sie, müsse man sich leisten können, ein zu teures Vergnügen, als dass sie je die Muße dafür gehabt hätte. Und so war es auch nicht das Wenige, sondern das Viele, das ihr Kopferbrechen bereitete. Für die Verhandlung musste etwas dezent Autoritäres her, eine Mischung aus Eleganz und Überheblichkeit, auf jeden Fall nicht ganz so verspielt, wie sie es sonst bisweilen wagte. Eigentlich hätte sie eine Stunde für die Kleiderwahl veranschlagt, um auch nur halbwegs dieser Aufgabe gerecht werden zu können, aber der Schnupfen hatte ihren Zeitplan durcheinandergewirbelt. Es war nun an ihr zu zeigen, dass sie auch in extremen Situationen die Nerven behielt und das Unmögliche möglich machen konnte. Ihre Wahl fiel auf ein korallenrotes Chanel-Kostüm aus Mohairwolle, von glücklichen Ziegen gewiss, dazu schwarze Mid Heels von Rupert Sanderson, Betty ihr Name, denn Schuhe ohne Namen, sagte sie immer, haben keine Seele, und ohne Seele gehe sie nicht aus dem Haus. Passend dazu wählte sie die Riviera Stola von Louis Vuitton und die schwarze Handtasche von Fendi. Sie legte ihre Wahl aufs Bett, ging ins Badezimmer, schaute in den Spiegel und dachte an Wintergemüse, danach an Artaud und danach an Prada. Das Sprunghafte ihrer Gedanken war nicht neu, es nahm nur zu in letzter Zeit, ein sonderbares Gefühl, nicht nur verrückt zu sein, sondern irre zu werden. Sie spielte mit ihren langen grauen Haaren und mit der Idee, einen Dutt zu flechten, aber ganz sicher war sie nicht. Rouge Noir und Eight Hour Cream waren Standard. Beim Hübschmachen wollte sie keine Experimente wagen. Es reichte, wenn sie ihre großen, wasserblauen Augen betonte, in denen zu ertrinken nie schwerfiel, Vergnügen indes bereitete es eher selten. Es stimmte wohl, was ihre beste Freundin Fine immer sagte, dass sie die Menschen verstöre, schon mit ihrer Erscheinung, die nicht recht ins Bild einer 75-Jährigen passte, in dem das Rollatorende

und das gebrechliche Hinwegsabbern des Restlebens noch nicht ausgemalt wurde. Immer noch wirkten ihre Beine in den blickdichten Strumpfhosen von Wolford, die sie in allen nur denkbaren wie auch bedenklichen Farben besaß, nahezu makellos, ihrem Gesicht mangelte es an Demut, und selbst ihre vielen Falten waren so beneidenswert geschwungen, als hätte Vermeer höchstselbst den Pinsel geschwungen. Mit ihren aufrechten 1 Meter 80 überragte sie die meisten Männer mühelos, und sie mochte es, wenn den Männern ungeheuer war, und wenn sie dann noch die Stimme erhob, die auch ohne Mikrofon kleine Gemeindesäle zu beschallen verstand, dann gingen die Männer lieber auf den Naschmarkt, zu Marillenschnaps und Friedefreudeeierkuchen. So jedenfalls waren die Männer in Wien. Und auch in ihrer Wahlheimat sah Gretchen Morgenthau die Männer an, als stände auf ihrer Stirn das Wort *Opfer*. Die Männer aber waren ein anderes Thema, ein ganz anderes, denn als sie erneut auf die Uhr schaute, fiel ihr ein, dass sie vor der Verhandlung noch mit Fine verabredet war, im Emilys. Sie musste noch ein Taxi rufen, und sie betete zu Gott, der Taxifahrer möge nicht wieder ein verhinderter Thomas Bernhard sein, der trunken auf nassen Heldenplätzen taumelt. Und sollte erneut ein Schüler ihr über die Straße helfen wollen, so versprach sie hoch und heilig den Notarzt zu rufen, bevor sie das dumme Kind vor einen Bus schubste. Frühkindliche Erziehung war schließlich erste Bürgerpflicht in London, dem Moloch.